

Nr. 118. Bromberg, den 26. Mai 1929.

Der Mann vom Meer.

Roman von Julius Regis.

22. Fortsetzung.) ——

„Er wird dem Polizeiauto begegnen“, sagte Erik in beunruhigt fragendem Ton.

„Wenn er nun aber an ihm vorübersaust?“ rief Lang erregt.

„Dann gibt es kein Auto, das mein Motorrad einholen kann.“

„Lange wird die Jagd jedenfalls nicht währen“, erwiderte Wallion. „Telegraph und Telephon sind rascher, als dein Rad. Ich denke, daß er umkehren wird, wenn er das Polizeiauto sieht, und bis jetzt habe ich noch keine abzweigenden Nebenwege bemerkt.“

Er behielt recht. Nach einer weiteren Minute nahm die Jagd ein Ende. Er bremste plötzlich und stellte das Auto quer über die Chaussee.

Um die vor ihnen befindliche Ecke kam ein Motorrad in wahnsinnigem Tempo geschliddert. Colt stieß bei dem Anblick einen Schrei aus, brachte das Rad zwei Meter davor zum Stehen, indem er die Füße gegen den Boden stemmte und riß zugleich einen Revolver aus der Tasche.

„Wenden!“ rief er gebieterisch. „Nein, unterstehen Sie sich nicht, näherzukommen. Wenden Sie sofort!“

Wallion stand mitten auf der Chaussee. Er schüttelte lächelnd den Kopf.

„Schlechter Stil, Colt! Ein Revolver wirkt lange nicht so künstlerisch wie ein Degen. Überdies sollten Sie beachten, daß ich die Hand in der Tasche halte. In einer solchen Lage pflegt so etwas bedeutungsvoll zu sein.“

Er trug einen leichten Windmantel, und die Hand in der rechten Tasche hielt einen harten Gegenstand auf Colt gerichtet.

Fluchend schleuderte Colt seinen Revolver zu Boden — der Polizist hob ihn auf

„Danke!“ sagte Wallion. „Dann rüste ich auch ab.“ Er zog die rechte Hand heraus, die ein Zigarettenetui an einer Ecke umklammerte und hielt sie Colt einladend hin, dieser regte kein Glied.

„Hätten Sie eine Kugel vorgezogen, Herr Colt? Ich gehe so selten mit einem Revolver bekleidet herum . . . Der alte Kniff bewährt sich besser, wie Sie sehen Jene neue Idee mit der Mine war dagegen nicht besonders glücklich. Selbst wenn Erik Ihr letztes Opfer gewesen wäre, hätten Sie den Besuch in der Haberschen Villa nicht ableugnen können.“

„Trauen Sie mir etwas so Ungeschicktes, wie einen Mordversuch durch eine Mine, zu? Überdies — ich habe Erik nicht gebeten, durchs Granittor zu segeln! Was die Mine betrifft, so hörte ich von ihr und brachte sie in einer schilfbewachsenen Bucht in Sicherheit.“

„Im Hinblick auf das erwartete Taucherboot?“

„Gestatten Sie mir, Ihren Verdacht zu korrigieren. Ich hatte nicht die Absicht, irgend etwas in die Luft zu sprengen. Aber heute morgen in aller Frühe verankerte ich die Mine im Granittor, um etwaige neugierige Leute fernzuhalten, bis ich eine Untersuchung des Wracks vorgenommen hatte, was ich später am Abend zu tun gedachte. Daß sie ungenügend verankert war, ist wohl natürlich, da ich es nicht gewohnt bin, mit solchen Sachen umzugehen.“

„Späterhin merkten Sie, daß Erik Reynold eine Segelfahrt unternahm, und der Umstand brachte Sie dann auf einen Gedanken, der Ihnen wohl schon vorher nicht ferngelegen hatte. Sie suchten ihn auf, um zu erkunden, ob er sich irgend jemand anvertraut habe, und er antwortete verneinend. Bei diesem Gespräch erfuhren Sie des weiteren, daß er um Ihre kleine Meermann-Maskerade wußte. Das störte Sie in Ihrem Plan. Durch einige geeignete Lügen verleiteten Sie ihn dazu, Sie zu verfolgen — und führten ihn schnurgerade auf die Mine zu.“

„Sie stellen viele Behauptungen auf, die Sie schwerlich beweisen können.“

Während dieses Wortwechsels war ein Auto in Sicht gekommen und hielt jetzt neben der kleinen Gruppe. Kommissar Aspeland war der erste, der ausstieg und herankam.

„Sind Sie Maximilian Colt?“

„Ich kann nur wiederholen, daß es der Fall ist. Wünschen Sie mich auch zu verhaften?“

„Sie sind wegen Ermordung von Emile Delplace verhaftet.“

Die energische Stimme klang Erik wie ein Murren fernen Donners. Colt als Mörder von Emile Delplace verhaftet? Ihm wurde dunkel vor den Augen, die sich zugleich wie von Blitzstrahlen geblendet, schlossen . . . „Ruhig!“ flüsterte ihm der Problemjäger zu.

„Kein Wort! Nun kommt, was ich dir gestern abend nicht mitteilen durfte.“

Colt starrte den Polizeikommissar an.

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen“, sagte er

Ein ergrauter Herr mittleren Alters, mit kleinen, aber scharfen Augen, war Aspeland gefolgt und stand jetzt dicht vor Colt.

„Me connais tu, mon vieux?“

„Ob ich Sie kenne, Monsieur? Nein, meines Wissens habe ich nicht die Ehre.“

„Ich bin Jourdain — aus Brüssel. Wir sind uns schon mehrmals begegnet, aber nicht von Amtswegen. Während der Zeit, in der Sie sich Martin Cravell nannten, waren Sie eine bekannte Erscheinung im Brüsseler Nachtleben. Das war, bevor Sie meinen Kollegen Allain Périsset umbrachten. Nachher hießen Sie Maximilian Colt und fuhren nach Afrika, was Ihre Gefangennahme erschwerte. Schließlich spürte Delplace Sie auf. Sie töteten ihn. Jetzt stehe ich an seiner Stelle.“

„Eine interessante Geschichte, Monsieur. Nur schade, daß ich nicht begreife, wovon Sie sprechen.“

„Zwanzig Zeugen können beweisen, daß Sie mit Martin Cravell identisch sind. Daß es Martin Cravell war, der Périsset umbrachte, ist eine mathematische Gewißheit. Folglich töteten Sie Périsset. Erkennen Sie diesen Schlußsatz an?“

Colts Gesicht war noch schmaler geworden. Seine Augen blickten ins Leere. Er schwieg.

„Fahren wir fort! Périsset wurde durch einen von hinten geführten Degenstich umgebracht, — durch einen ganz eigenartigen Stoß, auf den sich nur sehr geschickte und sichere Fechter verstehen. Sie sind ein solcher Fechter. Und Emile Delplace starb an einem Degenstich, der demjenigen, der Périsset tötete, so genau glich, daß beide nur von derselben Hand geführt sein können — zumal, da diese Hand bewiesenermaßen bei beiden Morden zugegen war. Erkennen Sie diesen Schlußsatz an?“

„Darauf wird mein Anwalt Ihnen Antwort erteilen“, sagte Colt.

„Sehr richtig! Sie werden einen Anwalt und einen

Ankläger erhalten — und einen Richter! Und nun kommen Sie!"

Colts schlanke Gestalt wankte einen Augenblick, dann drehte er sich auf dem Absatz um und ging zwischen Jourdain und Aspeland auf das Auto zu.

„Nun rasch nach Hamra", sagte Wallion, „ich möchte noch ein paar Worte mit Drakenborch sprechen, bevor Aspeland hinkommt."

Lang hatte bereits sein Motorrad bestiegen und fuhr voran.

„Colt . . . es war also Colt?" murmelte Erik. „Aber ich? Ich . . ."

„Du bist frei", lächelte der Problemjäger. „Du hast Delplace nicht getötet. Hast du das in innerster Seele geglaubt?"

„Geglaubt? Ich hab's gefürchtet . . . Du weißt es ja!" Er wandte sich hastig um und sah Wallion an. „Die Fußspuren! Auf dem Flur bin ich jedenfalls gewesen! Und der Degen lag unter meinem Bett! Und der Traum war sicherlich kein bloßer Traum . . ."

„Du erinnerst dich traumhaft, daß du nachts draußen im Gang warst und den am Boden liegenden Toten gesehen hattest. Bedenke wohl, davon, daß du einen Degenstoß geführt hattest, sagte dein Gedächtnis dir nichts. Daß du tatsächlich draußen auf dem Flur warst, unterliegt wohl keinem Zweifel. Du hattest an dem Abend getrunken, hattest von deinen ehemaligen Nachtwandlerabenteuern erzählt und dann sehr fest geschlafen. Dein Unterbewußtsein war bereit, auf das leiseste Geräusch zu reagieren — es war buchstäblich darauf vorbereitet, zu handeln."

„Ja, und Delplace kam! Wie kann ich wissen, ob ich ihn nicht überfallen habe — wie jenen Dieb in Konstantinopel?"

„Du hast den Araber nicht niedergestochen, sondern nur gehörig durchgeprügelt. Merkwürdig, du stehst noch immer unter dem Eindruck von Colts geschickter Suggestion. Als ich heute morgen mit Jourdain sprach, sagte er buchstäblich: „Selbst wenn Herr Reynold vor Gericht beteuern sollte, daß er Delplace niedergestochen habe, würde ich doch wissen, daß es Colt war, der sowohl Périsset wie Delplace getötet hat." Und das wird Jourdain dir auch noch selbst sagen. Es ist ganz einfach so. Du schwebtest in Gefahr, bis die vollständige Gleichheit zwischen der Ermordung Périssets und der von Delplace festgestellt war — da schwand die Gefahr sofort wie der Gehirnspuk, der er war."

Wallion schwieg bis sie Hamra erreichten und in die Garage hineinfuhren. Als sie aber ausgestiegen waren, nahm er nochmals das Wort.

„Ich werde dir genau erzählen, was sich zugetragen hat. Colt, der fürchtete, daß es Delplace gelingen könnte, das Auto vom Hotel aus zu verfolgen, blieb auf, als du dich zu Bett begeben hattest. Er hört den Belgier kommen — hört ihn ins Haus schleichen. Delplace wollte sich wohl vergewissern, ob keine Verwechslung der Person vorläge. Colt greift zu der Waffe, die er meisterhaft zu führen versteht, versteckt sich, erwartet den Belgier und sticht ihn nieder. Bis dahin wird er kaum daran gedacht haben, die Schuld auf dich abzuwälzen, sondern hat wohl nur flüchtig überlegt, auf welche Art er die Leiche seines Opfers verbergen könnte. Aber der geräuschvolle Fall bewirkt, daß du schlafend aus dem Bett steigst. Colt sieht dich kommen, begreift, wie es um dich steht und bringt dich durch Worte oder hypnotischen Einfluß dazu, in dein Zimmer zurückzukehren. Er legt den Degen unter dein Bett — und läßt dich die Entdeckung machen. Alles geht am Schnürchen. Der Blutfleck an deiner Hand beweist, daß du den Toten in deinem somnambulen Zustand berührt hast. Fußspuren beweisen, daß du draußen im Gang warst — aber keineswegs, daß du dort allein warst. Nackte Füße hinterlassen nämlich deutliche Spuren im Staub, Schuhe hingegen viel schwächere. Glaubst du mir nun?"

„Ja", flüsterte Erik. „Ja, ja."

Ihm war, als ob man ihn aus einem finstern Abgrund herausgezogen hätte. Er sah die Sonne wieder — er atmete auf. Und plötzlich ergriff er Wallions Hand und drückte sie krampfhaft.

„Und nun wollen wir zu Drakenborch hineingehen", sagte Wallion.

Lang saß auf der Treppe. Er hielt eine Brieftasche in der Hand.

„Die hatte ich auf dem Motorrad gelassen, aber Colt hatte keine Zeit, sie zu besehen, und außerdem war sie verschlossen. Da hast du das Papier! Es ist nur eins."

Wallion nahm es an sich, warf einen Blick darauf und ging, von Erik und Lang gefolgt ins Haus hinein. Der Detektiv stand in der Salontür, während Drakenborch noch immer lässig im Lehnstuhl am Fenster saß, als ob er keine Muskel bewegt hätte, während die anderen fort waren.

„Nochmals dieser Dr. Mauritz, der sich dann in Herrn Wallion veränderte", sagte der Kubaner. „Ich denke immerfort nach und finde keine Erklärung. Ist dies Haus denn an einer Landstraße erbaut?"

„Ich werde nicht lange stören", versetzte Wallion lächelnd. Es liegen nur ein paar Fragen vor, deren Beantwortung von Interesse sein würde."

„Von Interesse — für wen?"

„Für alle Beteiligten. Bedauerlicherweise hat Ihre Stellung hier infolge jener spiritistischen Malheure einen etwas zweideutigen Charakter erhalten. Kurzum, es hat so viele Mißverständnisse in bezug auf die eventuell vorhandene Briesmansche Erbschaft gegeben, daß Sie froh sein werden, weiterer Sorgen darüber enthoben zu sein. Seit wann interessieren Sie sich für die Reynoldsche Hinterlassenschaft?"

„Nombre de Dios, raten Sie es, wenn Ihnen daran gelegen ist!"

„Fünfzehn Jahre reichen wohl nicht hin, wie? Vielleicht stammt die Erinnerung noch aus Ihrer Kindheit her?"

„Wie scharfsinnig", murmelte Drakenborch.

„Vielleicht betrachten Sie sich geradezu als rechtmäßigen Erben jenes reichen Briesmans?"

„Gewiß. Ich allein bin sein Erbe, und nach mir Dolores. Ist unser Name denn nicht Drakenborch?"

„Was hat dieser Name mit der Erbschaft zu tun?" warf Erik ein. „Seit zweihundert Jahren ist er im Zusammenhang damit nicht einmal genannt worden!"

„In Schweden nicht, amigo, aber anderwärts, denn Briesmans Tochter Miriam heiratete einen Drakenborch."

„Seltsam, daß Sie Ihre Ansprüche Herrn Reynold gegenüber nie erwähnt haben", sagte der Problemjäger gelassen. „Weshalb rückten Sie nach jenem Fiasko mit dem Porträt nicht mit Ihren großen Kanonen vor? Daß Miriam sich mit einem Kapitän Drakenborch vermählte, ist wahr. Das kann ich bezeugen — aber auch noch etwas anderes. Miriam Drakenborch starb kinderlos. Sie hinterließ keinerlei Nachkommen."

„So? Und wie wollen Sie das beweisen?"

Wallion öffnete die Brieftasche. „Dies ist der Beweis: ein Brief, den der Advokat Marschal im Jahre 1863 an Leopold Sandel geschrieben hat. Er schreibt darin u. a. wie folgt: „Obwohl der beklagenswerte Zustand der hiesigen Archive alle Nachforschungen sehr erschwert, habe ich jetzt dennoch folgendes festzustellen vermocht: Erstlich, daß die in Frage stehende Miriam wahrscheinlich Briesmans Tochter war, zweitens, daß sie einen gewissen Kapitän Drakenborch geheiratet hat, drittens, daß dieser Ehe keine Kinder entsprossen sind."

„Ich bin aber ein Drakenborch!" wiederholte der Kubaner, ohne jedoch irgendwelche Überraschung zu verraten.

(Schluß folgt.)

Ein Glaubenslied.

Vor zehn Jahren, am 22. Mai 1919 ,eroberten freiwillige deutsche Soldaten gemeinsam mit Truppen der baltischen Landeswehr das unter den Bolschewiki leidende Riga und befreiten aus dem Zentralgefängnis die überlebenden, halbverhungerten Opfer der bolschewistischen Gewaltherrschaft. Unter den Gefangenen aber, die noch wenige Stunden zuvor von den vertierten Bolschewiki ermordet wurden, befand sich Marion von Klot (geb. 31. März 1897). Sie war ein tapferes Mädchen und eine christliche Märtyrerin. Jeden Abend tröstete sie mit ungebeugtem Heldenmut ihre Mitgefangenen und sang ihnen ein Lied vor, das Zeugnis ablegte von tiefem Jesusglauben. Mit diesem Lied auf den Lippen ging sie am 22. Mai 1919 in den Tod, als die Kugeln der Revolutionsverbrecher sie mordeten:

Heiland!

Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl —
Das macht die Seele still und friedevoll.
Ist doch umsonst, daß ich mich sorgend müh',
Daß ängstlich schlägt das Herz, sei's spät, sei's früh.

Du weißt den Weg ja doch, du weißt die Zeit,
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise dich für deiner Liebe Macht,
Ich rühm' die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weißt, woher der Wind so stürmisch weht
Und du gebietest ihm, kommst nie zu spät! —
Drum wart' ich still, dein Wort ist ohne Trug,
Du weißt den Weg für mich — das ist genug.

Spiel auf Sansibar.

Heitere Skizze von Peter Lee.

Es war um die Zeit, da Sansibar eben deutsch geworden war. „Beherrscht“ wurde die zum ostafrikanischen Küstengebiet gehörende Insel vom Sultan von Sansibar, verwaltet vom deutschen Gouverneur. Das war der ganze Unterschied.

Dieser Sultan nun muß ein eigentümlicher Herr gewesen sein: verschlagen und listig, dabei gutmütig und sehr zugänglich, stellte er etwas dar, was man bei uns faul und bequem in den Sammelbegriff „Type“ einreiht. Doch neben seinen mancherlei guten Eigenschaften hatte Seyid Khalifa vielerlei Untugenden, von denen nicht die schlimmste eine hemmungslose Spielsucht war — wobei leider zu sagen ist, daß Höchstdieselben es mit den korrekten Spielregeln nicht allzu genau nahmen.

Eines Abends nun spielte der Landesvater von Sansibar, vor dem speckig glänzenden, mit allerlei Amuletten und teufelbannendem Flitterzeug behängten Bauch einen mächtigen Krug voll Hirsebier, mit einigen europäischen Kautschuk- und Elfenbeinhändlern ein paar Partiechen Bakkarat. Die Sache ging mit wechselndem Erfolg vor sich, aber das Glück neigte sich schließlich und hartnäckig auf die „weiße Seite“; die schwarze blieb im Schatten der Pechsträhne.

Schon lange hatte der leicht berauschte, aber immer sehr beherrschte und höfliche Sultan auf das rapid wachsende Münzenhäufchen der Gegenspieler geschielt, innerlich gewaltig schimpfend über den bösen Scheitan (Teufel), der ihm da ganz gehörig den Schwanz in die Suppe hängte. Unter dem Krauskopf brauten wirre Gedanken, aber die Zeiten hatten sich geändert, und die Palastwache war bestimmt nicht mehr so kriegerischen Geistes, daß sie auf einen zähnefletschenden Wink ihres Gebieters nach ihrer Art blutrünstige Remedur hätte schaffen können. Nein, sie diente nur noch dem hohlen Schein und war zufrieden, sich ihrerseits die Langeweile damit vertreiben zu dürfen, sich die Sandflöhe aus der Zehenhaut heraus zu puhlen . . .

Also mußte der wackere Seyid sich auf persönlichste Talente besinnen und der Geschichte einen kleinen Dreh geben. Corriger la fortune, nennt's der eine; schummeln der andere. Im Grunde ist's wohl ein und dasselbe.

In aller Unschuld ging der Herr der hunderttausend Suaheli daran, einen gehörigen Gewinn einzustreichen, harmlos lächelnd über die blödsinnigen Kerle ringsum, die das feine Manöver gar nicht beobachtet zu haben schienen. Jedenfalls glotzten sie fischäugig und qualmend ihm unverdächtig zu. Wie beruhigend doch die Nähe solch guter Narren wirkte! Im Begriff, die Karten neu zu mischen, manövrierte der hohe Herr mit unglaublicher Behendigkeit wiederum ein gezeichnetes Blatt in sein Spiel. Jetzt, stellte er mit innigem Behagen fest, hatte er Wind in seinen Segeln.

Indessen spekulierte er doch ein bißchen daneben. Rechnete nicht mit dem Vertreter einer großen englischen Zeitung, einem Mr. Stephenson, der schon seit geraumer Zeit undurchdringlichen Gesichts hinter dem Faulbett des buchstäblich dunklen Ehrenmannes Posto gefaßt und keinen Blick von den bisherigen Spielen gelassen hatte.

Dieser Londoner Journalist war ein Höllenbraten, einer von der ausgekochtesten, zähesten Sorte. Denn wäre er, nach dem Herzen des Sultans, ein „Kavalier“ gewesen, so hätte er den Mund gehalten.

Er war kein Kavalier.

Leistete sich vielmehr den peinlichen Scherz, erhobenen Fingers zu sagen: „Du tust nicht gut daran, o Statthalter des Propheten, dieses Geld zu nehmen. Bedenke wohl, was der Koran in solchem Falle dem Rechtgläubigen befiehlt. Und solltest du dich im Augenblick daran nicht erinnern können, so erlaube mir, o Vorbild eines tugendhaften Lebens, es dir ins Gedächtnis zurückzurufen: der Koran untersagt dir, das Geld auch nur zu berühren!“

Bei allen räudigen Hyänen! Der hatte ihm noch gefehlt. Was für ein niederträchtiger Bursche!

Aber man konnte ihn nicht gut widerlegen. Der boshafte Kerl war ja obendrein imstande, ihn bei den deutschen Herren für immer unmöglich zu machen.

Wie indessen sich aus der Schlinge ziehen? Verlust hatte er über Verlust gehabt. Und jetzt, da man langsam wieder zu dem seinigen kam, sollte das den Geistern des scheeläugigen Neides blind in den Rachen geworfen werden? Eine ekelhafte Situation, in der er sich da befand. Habsucht und Gewissensängste bedrängten ihn über die Maßen. Er rutschte auf seinem Kissen hin und her und schwitzte vor Aufregung. Im Blickfeuer spöttischer Beobachter wußte er sich keinen Rat. Da von ungefähr fielen seine Augen auf einen deutschen Juristen, der vor kurzem von seiner Regierung nach Sansibar geschickt worden war, um das dort geltende Recht zu studieren. Dieser Mann nun schien ihm so vertrauenswürdig, daß er nach schnell wiedergewonnener Fassung die schlichte, schier demütige Frage an ihn richtete: „Wenn du, wie man mir sagt, ein Richter über viele bist — und wie sollte ich daran zweifeln! —, so laß mich deine Weisheit spüren. Antworte, Sohn des gutgesinnten kriegerischen Volkes im hohen Norden, das Allah mit Kraft und Klugheit segne, antworte, der du Dummheit zerbrichst und dich nicht beirren lässest: darf ich diesen Gewinn nehmen oder nicht?“

Und jener antwortete: „Wenn du ehrlich gespielt hast, o Vertrauter des Propheten, so dürfen deine gepriesenen Hände von dem Gelde natürlich nichts wissen, denn das Gesetz des Koran verbietet dir jeglichen Gewinn. Und ist Bereicherung durch Hasard etwas anderes als ein dem trügerischen Zufall anheim gegebenes, sündhaftes Begehren? Wenn du, o Fürst, dagegen gemogelt hast, so ist das ganz etwas anderes und sicherlich kein Hasardspiel: denn siehe, deine persönliche — hm . . . Findigkeit hat dann gesiegt. In diesem Falle also darfst du das Geld getrost einstecken.“

Schalk zuckte über das bärtige Studentengesicht, jedem Ulk geneigt. Deutschen Ehrbegriffen war der dort noch nicht reif genug, also mußte sokratische Eulenspiegelei des „fürstlichen“ Halunken Herz gewinnen. Die weise List, auf primitive Erziehungsversuche gestützt, rutschte kläglich, wie Wasser an geöltem Entengefieder, ab.

„Du bist der größte Richter der Welt“, verkündete würdevoll der schwarze Biedermann und strich das Geld in einem Zuge ein.

Lenz.

Im frischen Winde segeln schnell
Schneeweiße Wölkchen, goldgetuscht;
Die Wiese dehnt ihr grünes Fell
Von Frühlingsschauern blankgeduscht.
Rotkehlchen probt voll Seele
Die liedersüße Kehle.

Narzissen tupfen bunt, voll Schmelz
Verträumter Hänge Schattenreich;
Der Weidenkätzchen kleiner Pelz
Glänzt silbergrau und daunnenweich.
Der Bach, ein muntrer Prahler,
Rollt blanke Silbertaler.

Warmgoldnes Licht die Sonne gießt
Auf Ackerkrume, Gras und Baum,
Aus harzigbraunen Knospen sprießt
Gar bräutlich zarter Rosaschaum.
Hoch überm Traum der Blütenflocken
Erschallen frohe Frühlingsglocken.

Heinz Ludwig Raymann.

Film und Gedankenarbeit.

Von Thomas A. Edison.

Der Film ist der größte Förderer schnellen Denkens, den es bisher gegeben hat. Dieses scharfe Wahrnehmungsvermögen ergibt sich aus der schnellen Auffassungsgabe, ohne die der moderne Mensch nicht mehr auskommen kann. Sein Intellekt ist mechanisch entwickelt worden. Das elektrische Licht hat die allgemein zum Schlafen vorgesehene Zeit verkürzt, und das ist zweifellos gut so, denn zuviel Schlaf macht träge. Es wäre einmal ganz interessant, auszurechnen, um wieviel das künstliche Licht in einem Lande Produktion und Absatz lediglich durch Verlängerung des Tages erhöht; ganz zu schweigen von dem großen Vorteil, daß eine ausreichende, zweckmäßig gestaltete elektrische Belichtung die weitaus beste unter allen künstlichen Beleuchtungsarten ist. Auch das Automobil wirkte umwälzend; es hat jeden an Geschwindigkeit, an Schnelligkeit des Handelns gewöhnt und ihn, als das Problem der maschinellen Kräfte gelöst war, zum Beherrscher der Maschine gemacht.

Der Film vermehrte die Schnelligkeit der Wahrnehmung in beachtlicher Weise. Bei den ersten Filmen mußten wir die szenischen Zusammenhänge absolut klar und einfach gestalten. Der gewöhnlichste und einfachste Film unserer Tage wäre für damalige Zuschauer bereits unverständlich gewesen. Die ersten Zuschauer waren nicht gewöhnt, mehr als einen Gedanken gleichzeitig vorgesetzt zu bekommen. Ihr Vorstellungsvermögen war im ganzen noch zu unausgebildet. Der Film — gleichgiltig, was man über die gezeigten Filme denken mag — ist der größte Förderer schneller Auffassung. Jeder Zuschauer ist darauf eingestellt, den Szenen zu folgen, sie im Gedächtnis zu behalten und den Zusammenhang zu

bewahren. Ohne ein solches Training wären alle Szenen ein verwirrendes Labyrinth, und zwar weiß ich es o meiner eigenen Praxis in der Filmherstellung. Noch mehr aber kommt diese Tatsache bei den Überschriften zum Ausdruck. Die Durchschnitts-Zuschauermenge von heute — und wir arbeiten für den Durchschnitt — erfaßt eine Überschrift in etwa der Hälfte der Zeit, die früher als notwendig angesehen wurde. Überschriften können heute von fast unbegrenzter Länge sein, doch wenn zu Beginn der Filmindustrie eine Überschrift mehr als sechs oder acht Worte enthielt, so vermochte ein großer Teil der Zuschauer nicht den Sinn zu fassen. Wir haben darüber zahlreiche Daten gesammelt, um herauszubekommen, wieviele Worte wir verwenden konnten und wie lange sie auf der Leinwand sichtbar bleiben mußten, um von einem Durchschnittspublikum verstanden zu werden. Heute wird eine Überschrift von 12 bis 15 Worten etwa 12 Sekunden gezeigt, und 95 Prozent der Anwesenden verstehen sie ohne jede Schwierigkeit. Vor dreißig Jahren wären es nur 10 Prozent gewesen, die eine solche Überschrift begriffen hätten.

Die Krankheit.

Schwummlig ist dauernd krank.

Fehlen tut ihm nichts gerade, aber ihm ist auch nicht so recht hübsch, wie es sein sollte. Einmal schläft ihm der Zeh ein, dann wieder hat er Angst, Kopfschmerzen zu bekommen, und über seinen Magen weiß er auch nichts Richtiges. Er hat zwar keine Beschwerden, aber er könnte doch einmal Beschwerden haben.

Eines Tages schwankt Schwummlig zum Onkel Doktor.

„Herr Doktor", stöhnt er, „ich glaube, ich habe Zucker."

„Woraus schließen Sie das?"

„Ja, Herr Doktor, ich kann das nicht so genau bestimmen — aber ich fühle mich so — mal da und da — und dann wieder dort — und dann wieder nicht — und überhaupt . . ."

„Machen Sie sich keine Sorgen, verehrter Herr Schwummlig; wenn Sie wirklich Zucker hätten, würden Sie es garnicht merken. Das Charakteristische der Zuckerkrankheit ist doch gerade, daß man keine Schmerzen hat, daß man davon nichts merkt, nicht leidet, daß man sich gesund und wohl fühlt wie ein Fisch im Wasser."

„Ach, Herr Doktor", beginnt da Schwummlig zu zittern, „sehen Sie, das ist ja gerade mein Zustand."

Jo Hanns Rösler.



Bunte Chronik



* **Ein Wunderkind.** Eines der bemerkenswertesten Wunderkinder, die je gelebt haben, war Christian Heinrich Heinecken, geboren 1721 zu Lübeck. Man erzählt, daß dieser ungewöhnliche Knabe mit 10 Monaten Geographie so gut wie alte und neue Geschichte kannte, und daß er schon im Alter von 2½ Jahren geläufig Französisch und Lateinisch reden konnte. Man brachte ihn in seinem vierten Jahre nach Dänemark, wo er vor dem König und seiner Familie seine Künste zeigte. Der Körper des Kindes war zart und schwächlich, und jede andere Nahrung als die Milch seiner Amme verweigerte er. Er starb 1725, vier Jahre alt. Sein Tod soll so erbaulich gewesen sein, daß er durch ihn seine Angehörigen in fast noch größeres Erstaunen setzte, als durch die wunderbaren Kenntnisse, die er während seines kurzen Daseins entfaltet hatte.

*

* **Der Abschied der Filmdiva.** Trauer herrscht in der Filmwelt: Constance Talmadge, eine der beliebtesten Darstellerinnen zieht sich ins Privatleben zurück. Mit ihr verliert Hollywood einen seiner hellsten Sterne am Filmhimmel, und eine unabsehbare große Gemeinde von Bewunderern ihrer unvergleichlichen Darstellungskunst trauert ihr nach. Ist der Entschluß der Filmkönigin wirklich endgültig und unwiderruflich? Sie behauptet, ja! Constance Talmadge wird sich in Kürze mit einem führenden Chicagoer Großkaufmann verheiraten und erklärt, ihr Glück nunmehr einzig und allein in der Ehe suchen zu wollen. Hoffentlich findet sie es diesmal, nachdem ihre bisherigen Ehen sich als Nieten in der Glückslotterie erwiesen haben. In erster Ehe war Constance Talmadge mit einem Griechen mit dem zungenbrecherischen Namen Piaglogon vermählt, der sich als ein Abenteurer und Trunkenbold erwies. Ihr zweiter Gatte war ein schottischer Edelmann namens Alasteir Mac-Intoshof Inverneß, der, wie die Künstlerin selber nach der Ehescheidung erklärte, ein vollkommener Gentleman war und als das Muster eines guten Ehegatten gelten konnte. Aber eben diese Vollkommenheit habe sie nicht ertragen können.

*

* **Wer hat den Ozean am häufigsten überquert?** Zwischen Paris und Boston tobt gegenwärtig ein kurioser Streit. Es handelt sich um die wichtige Frage, ob ein Franzose oder ein Amerikaner der Ozeanweltrekordfahrer ist. Kürzlich wurde in der französischen Hauptstadt Monsieur James, dem Präsidenten der französisch-amerikanischen Handelskammer, die Palme zugesprochen, daß er der Mann sei, dem der Titel Ozeanweltrekordler gebührt. Der alte Herr hat nämlich den Beweis geliefert, daß er in seinem Leben insgesamt 55 mal in Newyork war, daß er also den Ozean 110 mal durchquerte. Monsieur James war in der glücklichen Lage, bei diesem Wettbewerb keine Konkurrenten zu haben und er war ganz sicher darin, bis zu seinem Lebensende auch keine Konkurrenten zu bekommen. Nun geschah aber etwas ganz Unerwartetes. Der Amerikaner Mr. Peabody erfuhr von dem Wettbewerb und machte seine Rechte geltend. Mit Hilfe von allerlei Dokumenten lieferte er den Beweis, daß er soeben zum 119ten Male den Ozean durchquerte, daß also er der Weltrekordler sei. Der heute 76 Jahre alte Monsieur James, der nun zu einem ganz einfachen Ozeanreisenden degradiert wurde, erklärte jetzt den Journalisten, daß er es doch zu Wege bringen werde, den Ozeanfahrerweltrekord zurückzuerobern. Da aber auch Mr. Peabody den Titel nicht verlieren will, wird in diesem Sommer ein einzigartiges Wettfahren zwischen den beiden stattfinden, dessen einzige Nutznießer die Schiffahrtsgesellschaften sein werden.

*

* **Ein Haus übersiedelt.** Vor zwei Jahren stand in Paris auf der Avenue des Champs Elysees ein zwei Stock hohes, uraltes Haus. Das Haus wurde im Jahre 1775 erbaut und wirkte inmitten der herrlichen Palais als ein Anachronismus. Es mußte daher verschwinden, zumal auf dem Grundstück ein Warenhaus errichtet werden sollte. Der Besitzer des Hauses wollte aber nicht, daß das Haus verschwinden sollte, und so faßte er den Entschluß, mit dem Hause auf das linke Seineufer in eine ruhigere Gegend überzusiedeln. Mit einem Hause zu übersiedeln ist aber eine nicht so einfache Sache. Es kostet sehr viel Geld und erfordert sehr viel Zeit. Die Übersiedlung begann im November 1927 und erst jetzt konnte der staunenden Welt bekannt gegeben werden, daß sie vollzogen sei. Der Platzwechsel war natürlich äußerst umständlich. Das Haus wurde niedergerissen. Dieser Vorgang dauerte nicht weniger als vier Monate. Es wurde regelrecht auseinander genommen und jeder Stein numeriert, damit er wieder naturgetreu aneinander gereiht werden könne. Dies war aber noch nicht genug. Ebenso wie die Steine wurden auch die einzelnen Räumlichkeiten numeriert und von jedem Zimmer ein Miniaturmodell hergestellt. Dann begann das Spiel der Architekten. Viele zehntausende numerierte Steine wurden auf dem neuen Bauplatz aufgestapelt und die Arbeit begann. Sechs Monate dauerte es, bis das Haus neu errichtet wurde. Dann kamen die Dekorateure, die Maler und die verschiedenen anderen Handwerker und kürzlich eröffnete Monsieur Masse seinen Freunden und Bekannten, daß das Haus in seiner alten baufälligen Pracht wieder neu erstanden sei.

Lustige Rundschau

* **Verfehlte Wirkung.** „Warum schreist du denn bloß in einemfort, Junge?" — „Ja, die Cläre hat mir erzählt, daß, wenn ich immerfort weiterschreie, dann eine große Maus mit grünen Augen kommen und sich auf das Ende meines Bettes setzen würde. Nun schreie ich schon dauernd, doch die Maus ist bis jetzt noch nicht gekommen."

*

* **Darum.** Gast (elegisch zum Wirt): „Ich wünschte, ich wäre schon eine Woche früher hierher gekommen." — Wirt (erfreut): „Ah, es gefällt Ihnen also hier sehr gut?" — Gast: „Das gerade nicht, aber dann hätte ich den Fisch, den Sie brachten, wenigstens schon vorige Woche essen können."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.